

Sehr geehrte Festgäste, liebe Schwestern und Brüder,

freue mich herzlich, hier mit Ihnen feiern zu dürfen und das Privileg zu haben, meine Überlegungen mit Ihnen teilen zu können. Ich möchte einen kleiner Beitrag leisten, um uns der Frage zu stellen: Wer sind eigentlich wir Ordensfrauen? Hier und heute, in dieser Welt und in dieser Kirche? Mein Vortrag ist übertitelt:

**Einfach menschlich – so wie Jesus:
Überlegungen zum Wesen des Ordenslebens**

Ausgangspunkt: Die gegenwärtige Situation des Ordenslebens

Ein nüchterner Blick auf das Ordensleben in Europa zeigt uns: es verschwindet in einem zunehmend schneller werdenden Prozess von der Bildfläche öffentlicher Wahrnehmung und aus den Räumen sozialen Lebens. Wenn die Statistik recht behält, wird es binnen kurzem zur Marginalie in der europäischen Landschaft werden. Die einstigen Baumeister europäischer Kultur werden zur Fußnote derselben. Darüber hinaus scheint es oftmals, als hätten wir unsere „Mystik“ verloren. „Mystik“ verwende ich hier zunächst im umgangssprachlichen Sinn, so wie es die Lateinamerikaner tun: „Mística“ ist das, was inspiriert; eine Dynamik, die trägt, anstößt, bewegt; etwas was uns anzieht und vor Tatendrang und Freude vibrieren lässt – als Einzelne und als Gemeinschaft.

„Zurück zu den Gründern, zu den Quellen des eigenen Charismas“, war die Losung des 2. Vatikanischen Konzils für die Erneuerung des Ordenslebens. Diesen Prozess „zurück zu den Ursprüngen“, der Wiederentdeckung des eigenen Charismas, haben viele Gemeinschaften intensiv und redlich gelebt. Doch die Krise hat sich als so umfassend und radikal erwiesen, dass das Zurück zu den Gründerinnen und Gründern der einzelnen Kongregationen offensichtlich nicht genügt. Nicht nur einzelne Gemeinschaften, sondern alle zusammen und das Ganze des Ordenslebens sind betroffen. Um unsere Mystik wiederzufinden, tut deshalb die radikale

Umkehr zum Ursprung und Fundament allen Ordenslebens und allen Christseins not. „Denn einen anderen Grund kann niemand legen, als den der gelegt ist, Jesus Christus.“ (1Kor 3,11) Dieses Fundament ist immer mehr als ein bloß zeitlicher Anfang. Wie uns Karl Rahner lehrte, ist es das „principium“, in dem alles, was sich entfalten wird, schon im Keim enthalten ist und in dem wir die entscheidenden Kriterien für alles Kommende zu suchen haben.

Zurück zu den Ursprüngen

Wenn wir uns nichts vormachen, konfrontiert uns diese Umkehr mit einer ersten Überraschung. Denn in den Anfängen der Jesusbewegung gab es gar kein Mönchtum und kein Ordensleben; zumindest nicht im Sinne einer Gemeinschaft von zölibatär lebenden Männern und Frauen. Jesus war kein Mönch, und auch nicht seine Jünger und Jüngerinnen. Im Unterschied zum Buddhismus ist das Christentum von seinen Ursprüngen her keine Mönchsreligion. Anfang, Herz, „Prinzip“ des Buddhismus ist die Sangha, die Gemeinschaft der Mönche. Bis zum Auftauchen der ersten Mönche, mit denen die Traditionen des Ordenslebens im Christentum begannen, sind Jahrhunderte vergangen, und zwar die entscheidenden kanonischen Jahrhunderte, in denen sich christliche Identität herausbildete und festigte.

Darüber hinaus ist die Ambivalenz der Ursprünge christlichen Mönchtums offensichtlich. Unleugbar waren sie von der Gnosis beeinflusst, was eine subtile und an die Wurzel gehende Gefahr der Entstellung des Evangeliums bedeutete. In der „fuga mundi“, der Weltflucht der Anachoreten, macht sich der gnostische Dualismus deutlich bemerkbar, die Abwendung von der konkreten geschichtlichen und politischen Realität, die Abwertung und Unterdrückung des menschlichen Körpers und eine in beträchtlichem Maß krankhafte Obsession, die sexuellen Impulse niederzuhalten. In den Anfängen des Ordenslebens finden sich Ideale von Aszese, Heiligkeit und Vollkommenheit, die wenig oder nichts mit dem Weg Jesu zu tun haben. Dies hat tiefe, entmenschlichende Spuren im Christentum im Allgemeinen und im Ordensleben im Besonderen hinterlassen.

Die massenweise Weltflucht der Anachoreten, dieser seltsamen und extravaganten Gestalten des 4. und 5. Jahrhunderts, ist jedoch noch durch anderes gekennzeichnet, das sich nicht einfach von der Gnosis oder vom Neuplatonismus herleiten lässt. Es ist der energische Protest gegen eine Kirche des Imperiums und gegen ihre Liaison mit der Macht. Das Mönchtum entstand in dem historischen Moment, in dem die Kirche aufhörte, eine verfolgte Minderheit zu sein, und sich in einem rasanten Prozess in die dominante Kultur einfügte und sich an diese anpasste. Dies bedeutete nicht nur die notwendige Akkomodation der Kirche an veränderte Verhältnisse, sondern eine Verkehrung ihres Wesens und ihrer Botschaft. Die Gemeinschaft war nun nicht mehr die Kirche der Martyrer in den Spuren des Protomartyrers Jesus, sondern verwandelte sich selbst immer mehr in ein Stück jener Welt, die Menschenopfer fordert oder diese zumindest als „Kollateralschaden“ in Kauf nimmt. Im Exodus der ersten Mönche aus der Kirche des Imperiums und aus der damaligen „Leitkultur“ in die Wüste findet sich daher trotz aller Ambivalenz etwas, was sie mit Jesus verbindet. Worin besteht dies?

Im Anschluss an meinen theologischen Lehrer Johann Baptist Metz möchte ich formulieren: Das Christentum ist von seinen Ursprüngen her eine „Jugendrevolte“, ein jugendliches Aufbegehren in einer vergreisten Religion, die ihr lebendiges Herz in Vorschriften, Äußerlichkeiten und Machthierarchien verloren hat. Es beginnt als Befreiungsschlag in einem religiösen System, das mit den politisch Mächtigen paktiert, ohne sich in Wahrheit um jene zu scheren, die von diesen wirtschaftlich ausgebeutet und sozial marginalisiert werden. Jesus hat damit seine eigene Religion, das Judentum, mit prophetischer Klarheit und kraftvoller Autorität an seine eigenen Ursprünge erinnert: an die Erfahrung des Gottes, der aus der Sklaverei herausführt und der keine Götter an seiner Seite duldet, die Herrschaft und Unterdrückung legitimieren.

Christen sind diejenigen, die Jesus nachfolgen, die tun, was er getan hat. Sie riskieren ihr eigenes Leben, um ohne Wenn und Aber für die Verletzlichen, die Gefährdeten und Ausgeschlossenen Partei zu ergreifen. Von ihren Ursprüngen her gibt es nur einen einzigen Grund, der der Kirche als Gemeinschaft derer, die Jesus folgen, ihre Existenzberechtigung verleiht:

das Evangelium als befreiende und erlösende Realität gegenwärtig zu setzen - mitten in dem, was Menschen im Hier und Heute konkret bedrängt, quält und versklavt. Die ersten Mönche traten in exakt dem historischen Moment auf den Plan, als die Kirche erstmals ernsthaft daran war, dieses ihr eigenes Wesen, ihre Berufung, ihre Mission, zu verraten.

In den 70-er Jahren hat Johann Baptist Metz das Ordensleben als „Schocktherapie des Heiligen Geistes für die Großkirche“, als „institutionalisierte Form einer gefährlichen Erinnerung inmitten der Kirche“ definiert. Das Ordensleben müsse der Stachel, die Unruhe, der ständige Anstoß sein, der es der Kirche verbietet, ihren Frieden mit den Mächten dieser Welt zu machen. In einer verbürgerlichten Kirche hätte es eindringlich und hartnäckig die evangelischen Wurzeln und die Radikalität der Nachfolge Jesu einzuklagen.

Heute erscheint uns eine solche Sprache nicht recht angebracht und wenig unserer gegenwärtigen Situation entsprechend. Tatsächlich gleichen die Ordensleute Europas derzeit kaum einem Heer „jugendlicher Rebellen“ – auch nicht die österreichischen Ordensfrauen. Es scheint uns deshalb klüger, mit leiserer Stimme zu sprechen und diskreter aufzutreten. Ehrlich gestanden kommt mir diese neue Demut zuweilen reichlich verdächtig vor. Wenn das Ordensleben keinerlei Anstoß mehr erregt, wenn es durch seine prophetische Ausstrahlung keinerlei Irritation mehr hervorruft, weder innerhalb noch außerhalb der Kirche, dann läuft irgend etwas grundlegend schief.

„Neuschöpfung des Geistes“ in den Untergängen der Geschichte

Meines Erachtens finden wir die Dynamik des Anfangs des Christentums aufs Neue in der „Initialzündung“ jeder authentischen Ordensgründung wieder, zumindest in den Ursprüngen der großen archetypischen Formen des Ordenslebens. Im Laufe der Jahrhunderte, in verschiedenen geschichtlichen Kontexten und mit verschiedenen spezifischen Merkmalen, lässt sich ein bestimmtes Muster entdecken, das sich folgendermaßen beschreiben lässt: Immer an den Brüchen der Geschichte, dort wo Kulturen dekadent werden und untergehen, gerät auch eine bestimmte, mit dieser Kultur verwobene und von ihr abhängige Konfiguration von Kirche in

die Krise und kommt an ihr Ende. So geschah es, als die Antike unterging und die Barbaren den Schauplatz der Geschichte betraten; oder im 12. und 13. Jahrhundert, als die mittelalterlichen Städte aufstiegen und die Akkumulation von Reichtum und Kapital das Elend und die Verarmung der großen Mehrheit nach sich zog. In diesen schmerzhaften Umbrüchen und Verwerfungen der Geschichte, an den Schwellen zu neuen Epochen, taugen offensichtlich die alten Rezepte nicht länger, um die Weitergabe des Evangeliums und der christlichen Botschaft zu sichern. Gegen die Schwerkraft der Institution und kirchlicher Macht, die zuinnerst den Strukturen einer untergehenden Welt verhaftet war, hat sich das Ordensleben genau in diesen Momenten vielfach als „Trick des heiligen Geistes“ erwiesen. Einige Wagemutige haben dann den Exodus aus den obsoleten Formen riskiert - und dies war zugleich die Rückkehr zum Ursprung, zu den Anfängen. Der Geist hat sich ihrer bedient, um eine „neue Schöpfung“ hervorzubringen: menschliche Gemeinschaft, in der Jesus mit neuer Frische und Unmittelbarkeit gegenwärtig wurde.

Es lässt sich kaum bezweifeln, dass wir uns heute aufs Neue in einer solchen Umbruchssituation befinden, mit allen dazugehörigen Verwerfungen und Krisensymptomen. Die soziale und institutionelle Konfiguration der Kirche ist alt geworden – und die des Ordenslebens ebenfalls. (Es ist schon eigenartig, wenn es heute gerade der Papst ist, der Ordensmann auf dem Stuhl Petri, der uns darauf immer wieder darauf hinweist.) Wir haben vielfach den Bezug verloren, zu den Ansprüchen und Herausforderungen der realen Welt und zu den Schrecken und Bedrängnissen, die heute Menschen tatsächlich bedrohen. Vielleicht wäre der erste und wichtigste Schritt, dies mit Ehrlichkeit und ohne Selbstmitleid und Nostalgie einzugestehen. Wenn Kirche und Ordensleben Zukunft haben sollen, tut als erstes Not, uns nicht vor der Erkenntnis zu drücken, dass wir vollkommen auf eine „Neuschöpfung des Geistes“ angewiesen sind, die weit jenseits unseres guten Willens zur Reform liegt, so ehrlich dieser auch sein mag. Die „ars moriendi“, die Kunst, uns nicht am schon Bekannten festzuklammern und uns von der Sorge um die eigene Zukunft, als Einzelne und als Gemeinschaft, zu befreien, ist der erste nötige Schritt, damit der Geist neues Leben aus den vertrockneten Gebeinen erwecken kann.

Der Versuch sich christlicher Identität – und erst recht der Identität des Ordenschristen – zu „versichern“, ist notwendig zum Scheitern verurteilt. „Für sich selbst genommen“ ist die Kirche „nichts“, sie ist wesentlich „ex-zentrisch“ - oder sie ist nicht die Kirche Jesu Christi. Die Kirche *hat* nicht eine Sendung, sie *ist* Sendung, „Sein von Anderen her“ und „Sein für andere“. Es gibt keine Vermittlung des Evangeliums ohne Hingabe an die, denen die Botschaft gilt; keine Überlieferung, ohne sich auszuliefern. Die Schwerkraft der Institution einerseits und die Versuchung das Evangelium zu „spiritualisieren“ oder ihm in bürgerlicher Anpassung und Bequemlichkeit die Spitze zu nehmen andererseits, bedeuten jedoch die ständige Gefahr, dieses innerste Wesen von Kirche zu verraten. Eine Kirche, die für ihre eignen Interessen kämpft, „als wäre sie ein Selbstzweck, ist unfähig, Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und für die Welt zu sein.“ (D. Bonhoeffer)

Angesichts dieser Gefahr hat sich der Geist immer wieder Ordensfrauen und Ordensmänner erweckt, damit sie Stacheln im Fleisch der Kirche seien, „gefährliche Erinnerung“ daran, was es bedeutet, Christ zu sein und zur Gemeinde Jesu zu gehören. Was für die Kirche insgesamt gilt, gilt deshalb umso mehr für das Ordensleben. Es hat keinerlei Identität „in sich selbst“; wir „haben“ keine Sendung wie etwas Zusätzliches, wie eine Aufgabe unter anderen. Uns von der Sorge um das eigene Überleben und die eigene Identität zu befreien, ganz dem Gottesdienst in der Hingabe an die anderen zu leben, „Mit-leidenschaft aus Gottes-leidenschaft“, macht vielmehr das Wesen des Ordenslebens selbst aus.

Die „Mystik der offenen Augen“ – oder: Wider den Dokerismus im Ordenslebens

Der Dokerismus ist jene Irrlehre in den ersten Jahrhunderten der Kirche, die behauptet, der göttliche Logos hätte bloß einen Scheinleib angenommen, um sich nicht mit dem realen menschlichen Fleisch zu beschmutzen. Unbewusst lebt der Dokerismus vielfach in uns fort. Wir sind in Gefahr, uns in Schein- und Phantomwelten zu bewegen und den Sinn für die Realität zu verlieren. Wenn wir riskieren, uns der tatsächlichen Welt auszusetzen, uns auf lebendige Menschen mit ihren konkreten Bedrängnissen und Nöten einzulassen, wird uns dies aus der Irrealität und aus uns selbst herausrei-

ßen. Es wird uns in Frage stellen und oftmals die Fundamente unserer Weltanschauung und unseres Selbstbewusstseins bis zum Grund erschüttern. Fast unausweichlich wird dieser Prozess von Ängsten und allen möglichen Formen psychischen „Misstrasts“ begleitet werden. Sich wirklich auf andere einzulassen, erfordert ein gesundes Maß an Beziehungsfähigkeit und wird uns in tiefgreifender Weise verändern. „Abtötung“, „dem eigenen Ich sterben“, „das Leben verlieren, um es zu finden“, all dies meint nicht „Kunst um der Kunst willen“, auch nicht um einer geistlichen Kunst willen, sondern wird in diesem Kontext real, wird zur Erfahrung, die ins Fleisch einschneidet.

„Gott suchen“ ist das Wesentliche des Ordenslebens in allen seinen Formen. Doch wenn diese Suche wirklich christlich ist und den lebendigen Gott Jesu Christi meint, vollzieht sie sich niemals in der Entfremdung von der realen, von der konkreten physischen Welt. Erich Przywara, einer der großen Vorläufer des 2. Vatikanischen Konzils, schreibt einmal: „Gott - auf den stößt man nicht, auch wenn man noch so tief gräbt in die Schächte der menschlichen Seele.“ Wer Gott vor allem auf dem Weg der Introspektion, des Eintauchens in die eigenen seelischen Tiefen sucht, ist in höchstem Maß gefährdet, der Täuschung durch seine Projektionen zum Opfer zu fallen. Der erste Schritt zur Begegnung mit Gott ist der Zusammenprall mit der Wirklichkeit, die nicht von uns erdacht oder erträumt werden kann. Wir stoßen auf Gott, indem wir uns an der harten und zuweilen brutalen Realität stoßen. So schreibt Jon Sobrino, mein Kollege an der Universität in El Salvador, und Weggefährte des Märtyrerbischofs Oscar Romero:

„Mit dem Christensein bin ich am 12. März 1977 in Aguilares, 30 Kilometer von San Salvador entfernt, zusammengeprallt. Rutilio Grande [sein Mitbruder als Jesuit und Pionier der Präsenz der salvadorianischen Kirche unter den verarmten Landarbeitern] und zwei Campesinos wurden ermordet. Mit dem was an diesem Tag und unmittelbar danach geschah, ist ein Christsein hereingebrochen, das ich so niemals zuvor gelebt und vermutet habe.“

Solche Realität widersteht unseren Manipulationen, und an ihr zerbrechen, die von uns erdachten Ideen und Vorstellungen von Gott. Pedro Casaldáliga, Claretiner, Poet und Bischof einer Diözese mit überwiegend in-

digener Bevölkerung in Brasilien, drückt dies in dem Schrei aus, den er mit seinem kürzesten Gedicht ausstößt: „Alles ist relativ, außer Gott und dem Hunger.“

Der Königsweg, um sich dem Mysterium des lebendigen Gottes zu nähern, ist, sich dem Mysterium des anderen, des Mitmenschen auszusetzen. Dieser „andere“ lässt sich niemals auf eine Kopie meiner selbst reduzieren, er ist mir nicht gleich, sondern je näher ich ihm komme, umso mehr erfahre ich ihn als den Unbekannten, den Fremden, manchmal so fremd, dass es mich zutiefst erschreckt und mir Angst macht. Dieser „andere“ offenbart sich mir als einer, der sich jedem Versuch, sich seiner zu bemächtigen, widersetzt. Ich tue ihm Gewalt an, wenn ich ihn „nach meinem Bild und Gleichnis“ zu begreifen und zu formen versuche, und er hinterfragt und fordert meine eigene Identität in radikaler und bedrohlicher Weise. „Wenn jemand sagt: »Ich liebe Gott!«, aber seinen Bruder hasst, ist er ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, kann Gott nicht lieben, den er nicht sieht.“ (1 Joh 4,20)

Johann Baptist Metz hat die christliche Mystik als „Mystik der offenen Augen“ bestimmt. Die christliche Erfahrung Gottes hat nichts mit dem Schließen der Sinnesorgane für die äußere Welt zu tun, sondern mit einem Aufwachen, einem Aufwachen aus unseren Träumen und Phantomwelten in die wirkliche, von Gott geschaffene und geliebte Welt. – Sie ist zugleich die durch skandalöse Ungleichverteilung pervertierte und entstellte Welt, in der Millionen von Menschen hungern, tödlicher Gewalt ausgesetzt sind und einen vorzeitigen und grausamen Tod sterben. Eine der Fragen, die mich am meisten beunruhigen, ist: Wie lässt sich die Botschaft des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter in den Kontext einer globalisierten Welt übersetzen? Nicht „einer“ ist unter die Räuber gefallen, es ist ein beträchtlicher Teil der gesamten Menschheit, der den Banditen, den Börsenspekulanten, Waffenhändlern und Gewinnsüchtigen ausgeliefert ist. Die Mystik der Mitleidenschaft, die der Gottesleidenschaft entspringt, kann gar nicht anders, als politisch zu werden. Doch wie lässt sich solche Mystik leben, ohne an der Überforderung zusammenzubrechen? Metz spricht vom „kategorischen Imperativ“, der für den unausweichlich ist, der der Versuchung widersteht, die Augen gleich wieder zu schließen. „Schau

hin, und du weißt (Hans Jonas)“, schau hin, und du weißt, was du zu tun hast. Halten wir es aus hinzuschauen – oder ist das, was wir sehen, so bedrückend, ja niederschmetternd, dass uns dies lähmt und mit Ohnmachtgefühlen überflutet?

„Kein Mensch kann mich sehen und am Leben bleiben“ (Ex 33,20). Sich auf den Weg zu machen, um ernsthaft Gott zu suchen, ist ein forderndes und gefährliches Abenteuer. Die „dunkle Nacht“ und „der „mystische Tod“ sind kein seltsame Seelenzustände, sondern bedeuten, sich Gott in der Wirklichkeit dieser Welt auszusetzen – einer Welt, die ein schreiender Widerspruch zu ihm zu sein scheint. In einem ihrer schönsten Gedichte schreibt Nelly Sachs, eine der Überlebenden von Auschwitz:

„Nur einige von den großen Verzweiflern
haben so geliebt,
dass der Nacht Granit aufsprang.“

Menschsein, Christsein, Ordensfrau sein – an Gott zu glauben bedeutet, nicht aufzuhören, gegen alle todbringenden Mächte anzuhoffen, anzulieben, anzuschreien.

Christusförmig in aktiver Solidarität mit den Armen

Das vielzitierte Wort Karl Rahners, dass „der Christ der Zukunft ein Mystiker sei oder nicht mehr sei“, drückt gewiss eine wesentliche und tiefe Wahrheit aus. Pedro Casaldáliga hat es weitergeführt und präzisiert. Der Christ von morgen wird arm sein, solidarisch mit den Armen, oder er wird nicht mehr sein:

„Ich habe dies anlässlich eines Worts von Karl Rahner gesagt, der schrieb: Im 21. Jahrhundert wird der Christ ein Mystiker sein oder er wird nicht mehr Christ sein. Wobei für mich feststeht, dass Karl Rahner der größte Theologe des 20. Jahrhunderts ist. Ich glaube jedoch mit unerschütterlichster, im Evangelium begründeter Überzeugung, dass heute, im 21. Jahrhundert, ein Christ oder eine Christin entweder arm oder zuinnerst mit den Armen verbunden, in ihre Sache verwickelt ist - oder er ist kein Christ, keine Christin. Keines der berühmten »Kennzeichen der wahren Kirche« hat Bestand, wenn die Kirche das fundamentale Kennzeichen vergisst,

das am meisten dem Evangelium gemäß von allen: die Option für die Armen.“

Solche Worte beabsichtigen gewiss nicht die „anthropologische Reduktion“ des Christentums oder einen „gottlosen Humanismus“, sondern konkretisieren das „Wo“ und das „Wie“ der Begegnung mit Gott. Keiner kann ernsthaft Gott suchen, ohne mit ganzer Hingabe für eine gerechtere Welt zu kämpfen. „Dem Schwachen und Armen verhalf er zum Recht. Heißt das nicht mich wirklich erkennen? - Spruch des Herrn.“ (Jer 22,16) Erkennen meint in der Bibel immer mehr als einen intellektuellen Vorgang, „erkennen“ zielt auf eine Begegnung, die sich in der Tiefe der Person vollzieht und die die völlige Hingabe an den anderen einschließt. Keiner kann „Gott erkennen“, der nicht für seine Gegenwart in den Schutzlosen und Verlierern empfänglich wird – und die Wahrnehmung dieser Gegenwart führt unausweichlich zum Tun und zum Kampf.

Christliche Mystik ist deshalb eine „Mystik der Tat“, aber gewiss nicht eine des Aktionismus. Apathie und Resignation führen nicht weiter, aber auch nicht Fanatismus und aggressive oder ideologische Verbissenheit. Der Weg ist vielmehr, unsere begrenzten Handlungsspielräume nüchtern einzuschätzen – und doch zugleich alle unsere Energie zu mobilisieren, um wie Jesus zu handeln. „In actione contemplativus“ - „kontemplativ in der Aktion“ lautet eines der Leitworte ignatianischer Spiritualität. Es bedeutet konkret, unser Handeln mit dem Handeln Jesu in Einklang zu bringen, uns einzulassen auf einen Prozess, der uns zunehmend „christusförmig“ werden lässt und der das Zentrum unserer Person ergreift. Die Aktion, das Tun, fordert alle unsere Energie und Tatkraft - und ist doch zugleich vollständig fügsam, passiv, weil es sich ganz dem Handeln Gottes in uns überlässt. Indem wir sein Tun zum entscheidenden Kriterium unseres Handelns werden lassen, werden wir in die Christus-Gestalt verwandelt und vom Vater im Sohn als seine geliebten Söhne und Töchter angenommen. „Nicht mehr ich lebe, Christus lebt in mir!“ (Gal 2,20), ruft Paulus auf dem Gipfel dieser Erfahrung aus. Es ist ein Prozess einer radikalen Transformation, ein wirkliches Sich-Sterben. Dieses hat jedoch nichts Entfremdendes an sich, sondern ruft vielmehr das ganze in uns angelegte menschliche Potential wach, lässt uns zu ganzen Frauen – und Männern -

werden. Wenn die Erfahrung echt ist, erfüllt sie mit tiefer Befriedigung und Freude, auch wenn es vielfach eine Freude unter Tränen sein wird.

„Die Autorität der Leidenden“

Alles, was Jesus tut, tut er im Gehorsam gegen den Vater. „Ich tue nichts von mir selbst aus Und er, der mich gesandt hat, ist bei mir; er hat mich nicht allein gelassen, weil ich immer das tue, was ihm gefällt.“ (Joh 8,28) Doch wie wissen wir, dass wir nicht in die Falle des Selbstbetrugs tappen? Dass wir nicht auf eigene Faust handeln, sondern wirklich das tun, „was dem Vater gefällt“? Innerhalb der Logik des traditionellen Konzepts des Ordenslebens war die Sache relativ einfach und klar: Die Vermittlungsinstanz des göttlichen Willens sei die Autorität der Kirche - und dieser Autorität gehorchend, erfüllen wir den Willen Gottes. Doch entspricht dies wirklich dem Charisma des Ordenslebens und seiner prophetischen Berufung? Wo und durch welche Instanz spricht Gott so zu uns, dass dies wirklich unseren unbedingten Gehorsam und die Antwort unserer ganzen Existenz fordert? Wiederum Metz folgend, möchte ich formulieren: Es ist vor allem die „Autorität der Leidenden“, die uns absolut in Anspruch nimmt und mit dem göttlichen Willen konfrontiert. Die, die am Hunger - als Konsequenz einer skandalösen Ungleichverteilung - zugrunde gehen; die Migranten, die vor tödlicher Gewalt fliehen und gegen die sich Europa gerade zur wehrhaften Festung ausbaut; im Grunde alle, von denen die kleine Apokalypse des Matthäusevangeliums spricht – sie sind die Autorität, der wir ohne Wenn und Aber verpflichtet sind. Keine Instanz, auch keine noch so hochrangige Instanz kirchlicher Hierarchie, kommt über ihrer Autorität zu stehen. Reifer Gehorsam und reife Liebe zur Kirche weiß darum, dass es die vornehmste Berufung des Ordenslebens ist - der Dienst, den wir der Kirche wirklich schulden - uns der Autorität der Opfer zu unterwerfen und prophetisch einzuklagen, dass sich die ganze Kirche von dieser Autorität her zu bestimmen und zu formieren hat. Tut sie dies nicht, entstellt sie das Antlitz Jesu Christi.

Sendung – eine Bewegung vom Zentrum an die Peripherie

In Zeiten der Krise der Kirche, in Zeiten, in denen sie in Gefahr ist, ihr jesuanisches Antlitz zu verlieren, bevorzugt es der Geist offensichtlich, von

den Rändern her einzubrechen, manchmal von den Rändern, die unter Häresieverdacht stehen. Schon die Anfänge des Mönchtums vollzogen sich an den Grenzen der Großkirche, und die Integration der „häretischen“ Mönche war eine vitale Frage für diese. So war es auch in der Armutsbewegung des 12. und 13. Jahrhunderts, und schließlich befand sich ein guter Teil unserer Ordensgründer und Gründerinnen im Visier der Inquisition.

Sendung ist eine zentrifugale Dynamik, eine Bewegung weg vom Zentrum an die Ränder. Es ist eine Bewegung hin zu den Marginalisierten. Nur wer ihre Nähe sucht und ihnen Gemeinschaft anbietet, kann zum Sakrament der Einheit, zum Instrument der Inklusion der Außenseiter und Ausgeschlossenen zu werden. Das Ordensleben lässt sich als das Moment im kirchlichen Leben bestimmen, das genau diese Dynamik lebendig erhält. Sein eigener, ihm gemäßer Ort ist der Rand, die Peripherie, die Gesellschaft der Außenseiter. Seine größte Versuchung ist das Verlangen, zum Zentrum zu gehören oder sich selbst in Zentrum zu verwandeln. Wenn sich das Ordensleben von der Begehrlichkeit leiten lässt, an der Macht teilzuhaben, oder wenn es sich von den kirchlichen Strukturen domestizieren und funktionalisieren lässt, dann ist das Salz schal geworden, es hat den Geschmack verloren und taugt zu nichts mehr. Das erstere ist mehr die männliche Variante. Daher verlangt Ignatius von Loyola von den Jesuiten ein Versprechen, zusätzlich zu den Gelübden, weder nach kirchlichen Würden zu streben, noch sie je anzunehmen. Als Frauen haben wir ein solches Versprechen nicht nötig, doch sind wir deshalb nicht weniger gefährdet. Um uns „vom Zentrum“ geliebt und akzeptiert zu fühlen, verraten wir zu oft unser Charisma und etablieren uns als Stütze des Systems. Der prophetische Stachel ist dann zum Schmierfett verkommen; zum Gleitmittel, das hilft, die kirchliche Maschinerie am Laufen zu halten.

Marginalität, der dem Ordensleben ureigenste Ort, bedeutet nach Jon Sobrino: „Wüste, Peripherie und Front“. Das „natürliche“ Ambiente des Ordenslebens ist dort, wo niemand hingehen mag; dort, wo sich nicht Macht, sondern Ohnmacht konzentriert; dort wo man das höhere Risiko eingeht, bis zum Wagnis des eigenen Lebens; „dort wo mehr das prophetische Handeln nötig ist, um die Kirche aus ihrer Trägheit herauszureißen, die das Ganze zu versteinern droht, oder um energischer die Sünde anzu-

klagen.“ Unsere Welt ist kein unschuldiger Ort, sondern ein Ort des Kampfes, ein Schlachtfeld. Als Ordensfrauen, und -männer, haben wir nicht unsere Unschuld zu bewahren, sondern uns ohne Rückhalt für die zu riskieren, die am meisten gefährdet sind – und so unsere Hingabe an das Mysterium Gottes zu leben.

Mut zur Verrücktheit – oder: Die mystische Ekstase

Das Ordensleben ist in gewissem Sinn nicht wesentlich für die Kirche – und das schenkt Gelassenheit und Freiheit. Jahrhunderte hat die Kirche gut auch ohne uns gelebt. Wir können uns deshalb den Luxus gestatten, auf die Verteidigung unserer eigenen Existenz zu verzichten, aus dem Bekannten auszubrechen und mit Freiheit und kreativer Phantasie auf *die* Situationen in dieser Welt zu antworten, die mehr nach Erlösung und Heil schreien. Wir müssen uns nicht notwendigerweise wie Oberministrantinnen des kirchlichen Systems gebärden. Die Kirche verdient unsere reife Liebe und nicht Infantilismen. Nicht die kirchlichen Strukturen und nicht die versteinerten Traditionen des Ordenslebens selbst haben unser Sein und unser Tun zu bestimmen, sondern ausschließlich die Fügsamkeit, mit der wir unser Handeln mit dem Handeln Jesu in Einklang bringen: Das Lob Gottes zu singen, indem wir die „unerträglichen Übertreibungen“ des Evangeliums und der Nachfolge Jesu riskieren. Dietrich Bonhoeffer, der große Martyrer der lutherischen Kirche, sagt in einer seiner schönsten Predigten:

„Woher nehmen wir die wahnsinnige Überheblichkeit, diese Dinge, die Christus sehr handgreiflich gesehen und getan hat, zu vergeistigen? Wir müssen ein Ende machen mit dieser unverfrorenen, scheinheiligen Vergeistigung des Evangeliums. Nehmt es, wie es ist, oder hasst es aufrichtig! (...) Ist es nicht geradezu zynisch, wenn man vom himmlischen Trost redet, weil man irdischen nicht geben will? (...) Zeigt es nicht, dass man im Grunde das Elend gar nicht ernst nimmt, sondern sich zynisch hinter frommen Phrasen verbirgt?“

Seien wir nicht scheinheilig, leben wir nicht in Schein- und Phantasiewelten, sondern seien wir bereit, die Liebe Gottes in dieser realen Welt Fleisch werden zu lassen.

Wenn wir dies wirklich tun, wird dies das Ordensleben, das wir kennen und das wir bis jetzt gelebt haben, erschüttern und tiefgreifend verwandeln. „Orden“ kommt etymologisch von „Ordnung“: geordnet, reglementiert, alles an seinem Ort, alles unter Kontrolle. Bezeichnet diese Assoziationskette nicht in gewissem Sinn das genaue Gegenteil von Hingabe? Und bringt dies nicht unumgänglich die Gefahr von Sterilität mit sich? „Und ein anderer wird dich gürteln und dich führen, wohin du nicht willst.“ Joh 21,18 „Die Kontrolle verlieren“, auf den eigenen Status und die eigene Wichtigkeit verzichten, könnte der Anfang einer vorher nicht gekannten Freiheit sein, einer neuen Fruchtbarkeit und Freude.

Christliche Mystik ist immer eine Mystik des Wegs: hinter Jesus hergehend - uns für die riskierend, die unter die Räder zu geraten drohen - uns in das Mysterium Gottes verlierend. „Caminante, no hay camino, se hace camino al andar“ („Wanderer, es gibt keinen Weg, der Weg entsteht beim Gehen“), sagen die schönen Verse des spanischen Dichters Antonio Machado. Unser Weg ist jedoch kein einsames Gehen, sondern das Unterwegssein eines Volkes. Es ist ein Gehen zusammen mit meinen Gefährtinnen und Gefährten - und zusammen mit meinen verletzlichsten Brüdern und Schwestern, die zu Begleitern und Wegweisern ins Geheimnis Gottes werden. Pedro Casaldáliga antwortet deshalb Antonio Machado aus der Dritten Welt:

Lass das Lied deines Volkes
zum Rhythmus deines Schritts werden.
Schüttle den langen Dämmer Schlaf ab
lass die Nostalgie hinter dir.
Wer in Hoffnung geht
lebt jetzt schon sein Morgen.